

Passion in Bern : ein Täuferroman

[Fortsetzung]

Autor(en): **Laedrach, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 20

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Passion in Bern

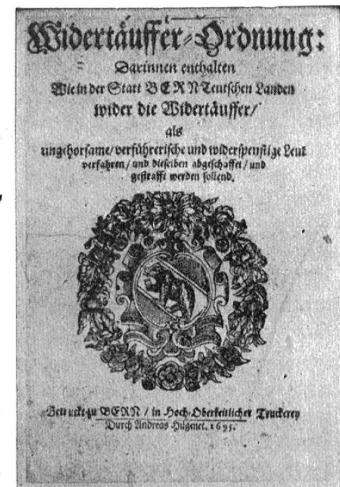
Ein Täuferroman

v o n

Walter Laedrach

Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

18



Aber noch jetzt mochten die alten, in ihrer Nachtruhe übel gestörten Berner nicht nach Hause. Heute, wo alles außer Rand und Band war, würde kein Mensch eine kleine Nachfeier verwehren. So stiegen noch Hunderte mitten in der Nacht bei den wohlbekannten Tännlein die Kellertreppen hinunter und feierten die tapferen Soldaten beim Wein.

Niemand hatte das Läuten und den Kanonendonner und den unzeitigen Lärm besser vernommen als die Gefangenen oben im Turm; in die engen Zellen drang der Glockenschall schwallweise herein, und der Donner der Geschüze drohte sie zu zerstören, und aus der Tiefe mischte sich der brausende Lärm der Stadt.

Aber niemand war da, der dem einsamen Hans Flückiger den Aufruhr deutete. Fragend stand er vor seinem Gitter, das Herz klopfte ihm vor Erregung, was mochte das alles bedeuten? Sieg oder Niederlage oder gar den Ueberfall der Stadt durch einen eingedrungenen Feind? Dann mußte auch das Emmental schon in der Hand der Feinde sein! Aber das war doch nicht möglich! Der Geschützdonner hörte ja endlich auf, und von unten vernahm man deutlich Freudenschreie. Also Sieg; wenn man nur etwas Genaueres vernehmen könnte!

Er rief, er klopfte an die Türe, er rüttelte am Gitter.

Klopfen und Rufen verhallten, und das Gitter wischte um keines Fingers Breite.

Endlich ergab sich der Gefangene wieder in sein Schicksal. Er legte sich auf das harte Lager und gedachte, den Gefängniswärter, der am Morgen Brot und Wasser brachte, zu fragen.

Langsam wischte die Nacht, der Sommermorgen brach endlich an. Man hörte das Marschieren der Wachablösungen zu den Stadttoren; im Turme erklangen die gewohnten dumpfen Schritte auf den Treppen; da und dort knarrte ein Riegel, klirrte eine Kette, und endlich knackte auch das Schloß an Flückigers Zelle. Der lange, schweigsame Wärter trat ein. Wortlos goß er frisches Wasser in den Krug und legte ein Brot auf das Brett.

„Was war diese Nacht los?“, fragte Flückiger mit fiebrigen Augen, „haben wir den Krieg gewonnen?“

Der Wärter schaute mit scharfem Blick auf den Frager und sagte dann langsam: „Du bist doch hier wegen Wiedertäuferei?“

„Ja“, nickte Flückiger kleinlaut.

Jetzt sagte der Wärter deutlich, jedes Wort scharf betonend: „Die Wiedertäuffer geht das nichts an!“

Und drinnen stand ein Emmentaler, dem mit diesen Worten in

Dann trat er hinaus und warf die Türe wieder ins Schloß,

der finsteren Zelle die Augen aufgingen.

„Die Täuffer“, wiederholte er langsam, „geht das nichts an!“ Es hat eigentlich recht. Die Täuffer gehören nicht dazu, sie können keinen Krieg gewinnen und keinen verlieren. Sie zählen

sich nicht zum Staat, und deswegen werden sie verfolgt. Wenn alle Leute Täuffer wären, so hätte der Schultheiß keine Soldaten und das Land keine Wächter und wäre jetzt vielleicht besetzt von einem Feind, und die Häuser wären verbrannt und die Acker zerstampft und die Herden vertrieben und die Frauen und Kinder tot, und kein Mensch würde sich dagegen wehren; und dem guten Hans Flückiger würde klar, welche zwingende Notwendigkeit ein bewaffneter Staat ist!

So hatte also die gute Frau Anna doch nicht recht gehabt! Er stützte plötzlich; ja und nein! Sie wäre im Rechte gewesen, wenn alle Leute so gut wären, wie sie es war. Dann brauchte es keinen Staat und keine Polizei. Aber so waren eben die Leute nicht! Das hatte er schon hundertmal erfahren beim Handel mit dem Krämer und dem Nachbar.

Da war es gut, daß hinter allem der Staat war mit seiner starken Hand, der Schultheiß mit seinen strengen Mandaten, und das Schwert mußte doch sein wegen der Sünde.

So, wie Frau Anna, war ja doch sonst niemand gewesen, nicht einmal die andern Taufgesinnten; sie selber hatte mehr als einmal den Kopf geschüttelt über den einen oder andern aus der taufgesinnten Gemeinde.

Aber beging er nicht Verrat an ihr, wenn er jetzt übertrat zu ihren Feinden? Zum Staat, der sie umgebracht hatte?

Es arbeitete gewaltig in ihm, sein Herz hämmerte, der Puls in seinen Schläfen klopfte, daß der Kopf schmerzte; er wand sich auf dem harten Lager.

„Du Willading, der du unten in der starken Stadt sithest mit den vielen Türmen, du hast sie umgebracht“, knirschte er, leuchte er; „aber wenn du es nicht getan hättest, so hätte es vielleicht ein Mörder oder ein fremder Krieger getan.“

„Du Schultheiß, würgte er hervor, du warst hart; aber vielleicht mußtest du so sein; vielleicht bist du so geworden im Kampf für deine große Stadt mit den vielen gewaltigen Glocken.“

Und die gewaltigen Glocken begannen wieder zu schallen zu Gottes Lob und riefen zum Dankgottesdienst in die große Kirche. In der einsamen Zelle aber lag ein Mann, dem rannen die Tränen aus den eingetrockneten Augen; er fühlte sich wieder als Glied des Staates und erkannte, daß es ein Irrtum gewesen war, sich dem Staat zu entziehen, nur weil der Staat nicht fehlerfrei war. Nur wenn man sich einfügte, konnte man sein Gewissen, seine Überzeugung auf ihn einwirken lassen; und kein Christ, also auch kein Täuffer, tat gut daran, sich dem Staat zu entfremden; denn nur durch treue Mitarbeit in allen, auch den kleinsten Amtern, bekam man Einfluß auf ihn.

Und welchen gewaltigen Einfluß hätten die Täuffer haben können, wenn sie dies rechtzeitig erkannt hätten!

Hans Flückiger ließ die Glocken verklingen, und ihr Klang blieb ihm im Ohr und im Gemüt und brachte ihn endlich wieder fest auf den Boden der Bernererde zurück, den er verlassen hatte, weil er jahrelang nicht fest darauf gestanden.

Mit Schrecken aber merkte er nun, daß die Bernererde für ihn noch nicht erreichbar war, noch lag er an einer Kette hoch oben im Turm!

Er rief, er klopste, es kam niemand, er mußte wieder warten, bis andern Tags der Wärter kam.

„Du“, sagte er ihm, „ich will einen Pfarrer, ich will nicht mehr bei den Täufern sein.“

„Hast du den Verstand wiederbekommen“, sagte der Wärter verwundert, „ich will es ausrichten, die Herren werden staunen; bei meinem Besinnen ist es nie vorgekommen, daß einer von den Wiedertäufern den Krebsgang antrat; es muß doch eine neue Zeit angefangen haben! Ob aber gleich einer der Herren kommt, das weiß ich nicht. Die meisten sind nicht da, sie ziehen jetzt ins Luzernische hinein oder über den Brünig.“

Da du aber jetzt nicht mehr bei den Lebköpfen sein willst, so werde ich dir von heute an Suppe bringen zu Wasser und Brot. Dazu du mir aber nicht mehr rückwärts draus gehst!“

Zwei Tage später erschien der Dekan Bachmann im Turm mit zwei Komittierten der Täuferkammer. Der Wärter schloß Hans Flückiger die Ketten auf und führte ihn die Treppe hinab in die Wachtstube.

„Ihr wollet zurückkommen in unsere bernische Landeskirche?“, fragte der Dekan erfreut, „ist es Euer Ernst?“

„Ja“, sagte Flückiger.

Jetzt huschte ein schlaues Lächeln über das Gesicht des einen Komittierten. „Wollt Ihr beschwören, fortan die Kirche zu besuchen und die Versammlungen der Täuffer zu meiden?“

Gegen der Ratsherren Erwarten war Flückiger sofort zum Schwure bereit, fügte auch der Wahrheit gemäß bei, daß er noch keine einzige Versammlung besucht habe; ja, daß er dem Peter Hertig, der auch hier im Turme sein müsse, ins Gewissen reden möchte, ebenfalls von der Irrlehre zu lassen.

Das Staunen der Ratsherren wurde noch größer. „Woher kam bei Euch die Umkehr?“, fragte der Dekan.

Da erzählte Hans Flückiger sein Erlebnis mit dem Glotzengeläute.

Als freier Mann wurde er in Hertigs Zelle geführt.

„Peter“, begann er, „hast du die Glocken auch gehört?“

„Ja, warum?“

„Sie haben mir gesagt, daß ich wieder zum Lande stehen soll.“

Peter trat einen Schritt zurück. „Du willst das Kreuz schon verlassen, die Hand schon vom Pfluge ziehen?“

„Ja, ich will, und ich weiß, daß ich recht daran tue und nähme dich gerne mit.“

„Geh, aber ich kann nicht“, sagte Peter, „ich weiß um die Seligkeit der Gemeinde, ich will nicht zurück in die Welt.“

„Haben dir denn die Glocken nichts gesagt?“

„Doch“, gestand Peter, „ich hörte sie auch, und ...“

Der Dekan ermunterte ihn: „An was dachtet Ihr?“

„Ich dachte an Basel, an das Stüblein eines Webers. Die Glockentöne drangen zu allen Fugen herein, aber im Kämmerchen hatten wir zu fünf einen viel schöneren Gottesdienst als die Tausend, die in die Kirche schritten. Mir war es, wir seien dort auf einer Insel, auf einem Fels im Meere, um den die Glockentöne brausten wie die falschen Wellen, und ich will nicht zurück!“

Da drückte ihm Hans Flückiger die Hand und ging.

„Schade um den guten Mann“, sagte der Dekan. „Ihr aber habt Glück gehabt, Euer Heimwesen wartet noch auf Euch. Die Steigerung ist verschoben worden des Krieges wegen, Ihr werdet es wieder bebauen können.“

Mit mutigem Schritt wanderte Flückiger am andern Tage dem Emmentale zu.

In seine Zelle aber zog am gleichen Abend der alte Täuferjäger Schlich, der in einem Bauernhause endlich beim Diebstahl erwischt worden war.

Breneli und die Buben hatten unterdessen den Kleegarten leidlich imstande gehalten; nun kehrte der Vater zurück!

„Kinder“, sagte er, „jetzt gehe ich nie mehr fort! Wißt ihr, was wir jetzt zuerst tun?“

Bringe die Beile und die schwere Axt, und mit wuchtigen Schlägen legte er die Wand nieder, die das geheime Gemach gebildet hatte.

„Wie ist jetzt unsere Stube größer und schöner geworden!“, rief er freudig aus, „wenn das die Mutter nur auch noch erlebt hätte!“ Den Säbel an der Wand gab er dem jüngeren Buben: „Der ist für dich; jetzt noch fürs Spiel, und später brauchst ihn im Militärdienst für unser schönes Land.“

Was tun wir aber mit den Büchern? Die versorgen wir oben im Speicher, vielleicht, daß einmal einer kommt und draus heraus läßt, was die Bewohner dieses Hauses erlebt und erlitten haben! Die Bretter aber brauchen wir zu einer Wetterwand beim Brunnen, dann stört uns kein saurer Westwind mehr beim Waschen und beim Tränken!“

Der Schultheiß Willading war nicht für einen raschen Friedensschluß; jetzt sollte man bis nach Luzern vordringen und dort den Frieden dictieren, meinte er.

Aber die Offiziere im Feld waren nicht der gleichen Meinung. Im Hauptquartier bei Beromünster schien die Sonne so heiß, daß die Soldaten voller Sehnsucht an den kühlen Brunnen daheim unter der Linde dachten, und die Offiziere in ihren schweren Uniformen an die vielen Tännlein bei den Kellerhälsen der Stadt Bern. Und die Ernte, sollte man die ohne die Soldaten einbringen?

Im Rathaus zu Bern drückte die Hitze nicht minder, und die Friedenspartei bekam Buzug von all denen, die jetzt endlich in die Ferien gehen wollten, hinaus auf die Landgüter mit den alten Bäumen und den sprudelnden Wasserspielen, deren Kühlung bis in die Säle der Herrenhäuser hereindrang.

Die Friedensfreunde setzten es durch, daß der bernische Gesandte, der Herr Steiger, mit dem Auftrage nach Aarau ritt, durch großmütiges Entgegenkommen nach Möglichkeit den Frieden zu fördern.

Das gefiel dem Schultheißen nicht; mit gerötetem Kopfe versließ er seinen Thron und lief nach Hause. Als ihn aber auf der Gasse eine noch größere Gluthitze umfing, wurde er doch nachdenklich, ob sich in solchen Tagen nicht doch etwas Besseres tun ließe, als Krieg zu führen, und ruhiger werdend, fing er an, sich mit dem Friedensgedanken vertraut zu machen. Schließlich ließ er sich von den Ratsdienern wieder in den Saal zurück geleiten und erlag dort der allgemeinen Friedensstimmung gänzlich, die schon von zu oberst bis zu unterst in der Stadt regierte.

Drei Tage später läuteten in Aarau die Friedensglocken, und des Schultheißen alter Traum war erfüllt. Die Ländereien Zürichs und Berns waren miteinander verbunden, seine Festung Baden trennte sie mehr, und in den Untertanengebieten war der Reformierte fortan nicht mehr minderen Rechts; die Schlösser im Thurgau und im Rheintal, in Rapperswil und Sargans aber haben jetzt auch bernische Landvögte einziehen.

Nun wurde es still in Bern; die Herren zogen auf ihre Landstätte. Wer es einrichten konnte, reiste hinauf nach Strättlingen, um dort zu schauen, wie die Kinder durch den Hügel in den Thunersee geleitet werden sollte; wer einen Bruder oder einen Vetter in einem Landvogteischloß besaß, ließ sich dorthin einladen, um der Hitze hinter den drei Ellen dicken Mauern zu entrinnen.

Der Herr Willading saß im Garten des Wilhofes, mürrisch, schlecht gelaunt, und überdachte den Erfolg seines Krieges.

Wie gering schien ihm heute das Erreichte! Wie recht hatten eigentlich die Bauern von Münchenbuchsee, wenn sie ihn nicht ehrerbietiger grüßten als vorher!

Der Herr Frisching hatte die Schlacht gewonnen, der Herr Steiger den Frieden heimgebracht, die wurden gelobt; und er, der alles ausgedacht, der ging leer aus! Was hatte er eigentlich erreicht? Nichts! Raum, daß sein Name als Mehrer Berns der Nachwelt erhalten blieb, nur, daß seine Tochter durch den Krieg die Abenteuer ihres Gemahls entdeckte und nicht mehr an dessen Seite leben möchte!

Einen gewonnenen Krieg aber hatte er sich eigentlich schöner vorgestellt, jetzt spürte er nichts als eine gähnende Leere. Was möchte schuld daran sein?

Es war nicht alles erreicht worden; wohl war Bern größer geworden, aber die andern Orte waren auch noch da. Selbst im eigenen Land war nicht alles, wie es sollte und wie er es wünschte.

Jetzt kamen ihm die Täuber wieder in den Sinn. Im vorigen Jahre hatte er sie abgeschoben, und jetzt sahen schon wieder einige im Dittlinger- und im Käfigturm. Die sollten nun die ganze Schwere der Strafe zu verspüren bekommen!

Was tun mit ihnen? Hinrichten, köpfen, wie man es früher getan hatte, oder ertränken, wie es in Zürich Brauch gewesen?

Ach nein, das ging nicht mehr, man hängte ja nicht einmal mehr die Schelme, sondern schickte sie nur auf die Galeeren! Das würde auch für die Täuber das Richtige sein!

Wenn er nach Bern zurückkehrte, wollte er Auftrag geben, die Gefangenen auf eine französische Galeere zu schicken.

Aber jetzt kam der Enkel Friedrich Albert. „Großpapa“, rief er, „es ist heute so schön, wollen wir nicht zusammen ein wenig ausreiten? Könnten wir nicht nach Fraubrunnen oder Burgdorf?“

Jetzt vergaß der Schultheiß beim Erscheinen des hübschen Jungen, der letzte Ostern konfirmiert worden war, die Staatsgeschäfte: „Doch, wenn der Pächter die Pferde nicht braucht, so nehmen wir morgen den Wagen und fahren nach Thunstetten hinunter, um zu sehen, wo dein Vater sein neues Schloß baut. Den Ort möchte ich gerne sehen; aber zum Reiten ist es mir zu weit bei meinen zweihundert Jahren!“

So gingen die Sommertage nach und nach vorbei. In den Kastanienbäumen des Wilhofes zeigten sich die ersten gelben Blätter, ein leichter Nebel schwebte abends über dem See, und die Acker lagen abgeerntet da; Stiefmütterchen und roter Hohlzahn blühten auf den Stoppelfeldern.

Der Pächter Kräuchi pflückte die ersten reifen Apfeln und brachte sie ins Herrenhaus; das war das Zeichen, daß die schönen Ruhetage zu Ende gingen und der greise Schultheiß zu seinen Amtsgeschäften zurückkehren mußte, gefräßig, um neue Staatslasten auf die breiten Schultern zu nehmen.

Es war noch soviel zu tun: Immer wieder die Täuber, dann der Friede zwischen dem Abte und seinen Untertanen im Toggenburg, die leider nicht frei geworden; die neuen Kirchenbaupläne für die reformierte Kirche von Baden und für die Kirche zum Heiligen Geist in Bern wollte er auch ansehen; dazu kamen schon wieder die Vorbereitungen für die nächsten Wahlen, es war bei dem allem kein Ende abzusehen.

Doch jetzt war man wieder in der Stadt. Die Stadtluft war seltsam zur Arbeit anregend, und die süße Schlaffheit der Landsleute verflog darin wie der Nebel an der Sonne. Die Stadt war der Ort der strengen Arbeit und durch diese bedeutend geworden.

Auf die Galeeren

Ein seltsamer Zug stand eines Morgens in der Frühe vor dem Marbergertor, verschlafen öffnete der Wächter die schwere Pforte. „Wo wollt ihr mit denen hin?“, fragte er einen Soldaten, und deutete auf die sechs bärtigen Gefangenen, die mit engen Halsseilen hintereinander an einer klirrende, fünfzehn Fuß lange Kette geschmiedet waren.

„Auf die Galeeren!“, flüsterte der Soldat, denn jedes laute Wort war verboten. Niemand sollte wissen, daß der Rat ein

paar Täuber und einen berühmten Dieb auf die sizilianischen Galeeren verkauft hatte.

Der gestrenge Schultheiß hatte dem Rate vorgeschlagen, die heimgekehrten Täuber streng zu bestrafen, um die andern abzuschrecken. Wer gesund war, sollte auf die Galeere, wer alt und krank war, sollte lebenslänglich in den Dittlinger-turm.

Zwar hatte der Dekan Bachmann ein Gnadengebet für die „verirrten Schäflein“ eingereicht, doch erhielt er dafür einen versiegelten Brief von der Kanzlei, in dem ihm der Rat sein hohes Mißfallen bezeugte, „weil er über die Strafen für die widerspenstigen Täuber den Ratschlag der hohen Obrigkeitzensurirt und unbegründet Bielfältiges darüber geredet habe, was nur anderes ungutes Gespräch zu Stadt und Land nach sich gezogen.“

So marschierten denn die Gefangenen zum Tor hinaus in den taufrischen Morgen; voraus ritten sechs Reiter, hinter ihnen noch einmal sechs, und ganz zuhinterst ritt der Leutnant Burkhardt mit dem Reisepaß auf seinem Braunen.

„Geht's nach Paris?“, fragte ihn der Hauptmann Stettler von der Stadtwache.

„Was denkt Ihr auch“, lachte er. „Dann hätten die gnädigen Herren wohl wenigstens einen Hauptmann mitgeschickt und nicht nur mich. O nein, nach Paris schickt man keine Galeerensträflinge. Es stimmt nicht zusammen, dem Franzosenkönig ständige Vorstellungen zu machen und Briefe zu schreiben, er möchte die Hugenotten auf den Schiffen freilassen, und dann selber Täuber zu schicken! Es geht nur nach Lausanne, dann kommen die Sträflinge über den See nach Turin und auf sizilianische Galeeren. Der Herzog von Savoyen ist jetzt König geworden und braucht viele Ruderer.“

„Aber das waren doch nicht lauter Täuber, ist nicht auch der alte Täuberjäger und Erzschelm Schlich dabei?“

„Doch, doch!“, lachte der Leutnant, „der Dritte ist's. Der Schultheiß selber hat das so angeordnet. Man will damit den Täfern andeuten, mit wem man sie gleichstelle. Aber jetzt muß ich gehen; denn obschon den Kerlen recht ordentlich Gewicht angehängt ist, laufen sie doch recht gut, sie haben nicht umsonst schon ein paar Wochen lang Erasmus bekommen statt Wasser und Brot!“

Dann dröhnte der Ruffschlag des Braunen über die Brücke, während sich hinter ihm das Stadttor wieder knarrend schloß.

Im Schritt marschierten die Unglücklichen gegen Murten zu. Die Sonne brannte heiß, das ungewohnte Gehen ermüdete die Elenden sehr, und in den schweren, mit Hufeisen beschlagenen Holzschuhen war es auf der staubigen Landstraße erst recht mühsam. Der Täuberjäger Schlich fing an zu hinken und griff oft hinunter an den Fuß, wie wenn er einen Stein aus dem Schuh ziehen wollte, oder wie wenn er mit dieser Handbewegung den Schmerz vertreiben könnte.

Jetzt stand ein großer Nussbaum neben dem Weg, der einen Ast in die Reichweite der Arme herunter streckte.

Räsch griff der vierte Mann nach ihm und streifte ein paar kühnende, dunkelglänzende Blätter ab.

„Du“, rief er seinem Bordermann, dem alten Täuberjäger, „schieb die in den Schuh, das kühlt und lindert!“

Ueberrascht nahm der sie in Empfang und schaute den Geber erstmals richtig an.

„Bist du nicht schon den Rhein hinab?“, fragte er plötzlich. Wie heißtest du schon? Bist du nicht der Peter Hertig? Du bist ein guter Mensch, du bist besser als . . .“

„Maul halten!“, schrie der Wachmeister.

Das Gehen ging aber von jetzt an etwas besser, und Peter leuchtete darüber die Freude aus den Augen.

Sonst war wenig Erfreuliches zu erleben. Mühsam war der weite Weg über Murten und Peterlingen nach Lausanne. Wo sie durchkamen, blieben die Leute auf der Straße stehen, die Gassenbuben warfen ihnen faule Apfeln und Pferdemist nach, und die Soldaten ließen sie lachend gewähren.

Schlüß folgt.